

Pedester non equester

Predigt zum Martinsfest in Aschaffenburg – 14. November 2021

Ich komme vom Dorf und aus der Landwirtschaft. „Gäßbäuerli“ wurden sie da genannt, die ganz kleinen Bauern, die nur wenig Grund hatten und die Straßengräben ausgemäht haben, um genügend Futter für ihre paar Ziegen zu haben. Die Kuhbäuerli, zu denen wir gehörten, hatten zwar ein bisschen mehr Grund, um die Tiere durchzufüttern, aber die Kuh war nicht nur Milchgeberin, sondern gleichzeitig das einzige Arbeitstier.

Große Bauern, das waren die Bauern mit Pferd. Je mehr Pferde, desto größer und stolzer die Bauern. Das Pferd war früher ein Zeichen von Wohlstand und gehobenerer Schicht.

Ihr Stadtpatron, liebe Zuhörer, ein Mann mit Pferd. Die Geschichte kennen Sie: Martin tritt in die Fußspuren seines Vaters. Der war im römischen Militär ein hohes Tier. So wird der Sohn natürlich Gardesoldat – hoch zu Ross.

Hoch zu Ross einzureiten war Standard für Herrscher und Feldherren. Damit demonstrierte man Macht und Ansehen und verbreitete zugleich ein Klima der Unterwürfigkeit und Angst.

Lange Zeit, eigentlich über Jahrhunderte, hat Kirche dieses Bild abgegeben: die Kirche auf hohem Ross.

Was wurden Menschen von der hohen Kanzel herab abgekanzelt, ja diffamiert, wenn es Ehescheidungen gab. Bauern mussten zu Kreuz kriechen und die Pfarrer um Erlaubnis bitten, wenn sie in langen Regenperioden an einem sonnigen Sonntag die Ernte einfahren wollten. Was wurden Parteien vor Wahlsonntagen verteufelt und Vorschriften gemacht, was ein guter Katholik zu wählen hat.

Oder: Bei einer Bischofseinführung wird der Bischof bis heute „intronisiert“, er nimmt „seine“ Diözese in Besitz, indem er auf dem hohen Bischofsthron Platz nimmt.

Nicht anders die Pfarrer. Bis hinein in die kleinsten Dorfkirchen hinein ist der Priestersitz hervorgehoben erhöht. Schon allein der Titel „Hochwürden“ – eine Kirche hoch zu Ross.

Auch Martin wird so dargestellt: ein Mann hoch zu Ross. So lieben wir ihn beim Martinszug. Er reitet ein. Und wirft mit großzügiger Geste die Hälfte seines Mantels dem Bettler am Boden hin.

Die ältesten Darstellungen auf Bildern genauso wie *legenda aurea* – von einem Ross und einem Reiter hoch zu Ross ist da nicht die Rede.

Martin begegnet dem Bettler zu Fuß, auf Augenhöhe. *Pedester non equester* – zu Fuß und nicht hoch zu Ross, wie Franz von Assisi das Seelsorgsideal definiert hat.

Dem andern auf Augenhöhe begegnen, das prägte schon immer den Lebensstil von Martin: Als Gardeoffizier putzt er sogar seinem Diener die Schuhe. Als späterer Bischof setzt er sich nicht auf den Bischofsthron. Sein Thron ist ein dreibeiniger Melkschemel, wie ihn die Bauern im Kuhstall zum Melken verwendeten. Als er zur Visitation unterwegs ist, wird berichtet, hatte man ihm einen weichen Strohsack zum Schlafen hergerichtet. Den wirft er sofort aus der Zelle heraus. Er will auf der nackten Erde schlafen, wie immer.

Liebe Zuhörer, dieser Martin macht uns einen anderen Stil von Kirche vor. Man höre und staune, was Ihr derzeitiger Nachbarbischof von Mainz dazu zu sagen weiß:

„Als Vorbild für uns als Kirche steht es uns ... gut an, vom hohen Ross herunter zu steigen. Eine Kirche auf dem stolzen Ross reitend, sich zum Menschen herabneigend: wir ahnen, dass dies kein heilvolles Bild für uns als Kirche sein kann. Schon gar nicht als Kirche auf dem hohen Ross sitzend. Eine Kirche auf dem hohen Ross sitzend schaut auf den Menschen herab. Sie verurteilt, ohne sich dem einzelnen Menschen und seiner Situation zuzuwenden, wenn sie Gutes tut, tut sie dies möglicherweise mit dem Gestus

der Herablassung. Nicht wenige haben die Kirche und ihre Vertreter so erlebt und erzählen von derartigen Erfahrungen.“

Eine Kirche, die vom hohen Ross steigt, das hat uns schon Papst Johannes XXIII. mit einer starken Geste vorgemacht. Als er zur Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils auf dem päpstlichen Tragsessel, der sog. Sedia, nach Jahrhunderte altem Papstritus zum Einzug in den Petersdom hineingetragen wurde, ließ er, wie in einem Blitzeinfall, die Träger anhalten – und stieg herab – und ging die letzte Hälfte des Weges zu Fuß. Das war die Vision dieses alten Mannes: eine Kirche, der herabsteigt vom hohen Ross und den Menschen zu Fuß begegnet, auf Augenhöhe. *Pedester non equester!*

Leider hat unsere Kirche lange davon nichts gelernt. Erst durch die scharfe Krise in unserer Zeit gibt es erste Anzeichen für Veränderungen.

Besonders augenscheinlich wurde das bei der Eröffnung des Synodalen Wegs in Frankfurt, wo Kleriker und Laien gemeinsam in den Dom eingezogen sind. In der Sitzungsaula sitzen Bischöfe und Laien, Frauen und Männer in alphabetischer Reihenfolge – und haben alle die gleiche Redezeit.

Starke Zeichen für eine „Kirche pedester“ wären für mich: wenn die Pfarrer beim Weihrauchritus der Gabenbereitung sich nicht am Altar groß beweihräuchern lassen, sondern sich mitten unter das Volk stellen und zeigen: Wir sind gemeinsam Gottes Volk. Christus repräsentieren wir alle!

Oder: Wenn Pfarrer und Hauptamtliche bewusst zu Fuß in ihren Gemeinden unterwegs sind, um mit Menschen im Alltag zu begegnen und ins Gespräch zu kommen.

Oder: Die Prediger wollen nicht mit Fremdwörtern glänzen oder mit hochtrabenden Gedanken, die sie irgendwo gelesen und abgeschrieben haben. Sondern sie bemühen sich um eine einfache Sprache, die aus dem Herzen kommt und ehrlich ist.

Im PGR zählen nicht nur diejenigen, die gerne und gut reden, sondern auch die Gedanken der einfachen Leute sind gefragt.

Es ist vermutlich ein Traum: Bei einer Bischofsernennung kann nicht nur das Domkapitel hinter verschlossenen Türen nach einem geheimen Verfahren Vorschläge machen, sondern auch das einfache Volk kann mitreden.

Und als Höhepunkt der Bischofseinsetzung setzt sich nicht der Bischof auf den hohen Thron, sondern trägt das Evangelium feierlich dorthin und inthronisiert dort das Buch, nach dem er sich genauso wie alle Christen ausrichten wollen. Nur einer ist des Thrones würdig: Jesus, der zu Fuß auf Augenhöhe mit den Menschen unterwegs war. Sein Reittier war nicht das Ross, es war der Esel.

Ja, das ist schöne Theorie, könnten Sie mir jetzt sagen. Aber was machen wir im Fußvolk, wenn „die hoch zu Ross“ nicht mitmachen? Bleibt dann alles Wunschdenken?

Nein, sage ich Ihnen. Wenn Sie wirklich martinische Gemeinde von Aschaffenburg sein wollen, könnten Sie Ihrem Pfarrer sagen: Es wäre schön, wenn man Sie auch einmal auf der Straße oder Supermarkt sehen könnte. Da wäre es viel leichter, Sie anzusprechen. Oder wenn Sie Ihrem Pfarrer, wenn es zutrifft, positiv rückmelden: Klasse, dass man Sie so einfach unter den Leuten sieht und Sie ansprechen kann.

Oder es wäre ein starkes Zeichen, wenn der PGR-Vorsitzende bewusst darauf achtet, dass er denen die Stimme verleiht, die sich schwertun etwas zu sagen. Oder dass er Widerspruch einlegt, wenn der Pfarrer über die Köpfe der Leute hinweg allein entscheidet.

„Martin“ hat im Lateinischen mit dem Kriegsgott Mars zu tun. D.h. Menschen kämpfen für eine Idee, die sie für die Glaubwürdigkeit der Kirche entscheidend erachten, auch wenn das manchen Kirchenoberen nicht passt.

Eine martinische Gemeinde würde deshalb auch auszeichnen, dass sie ihre Vertreter_innen im Diözesanrat ermutigt, hartnäckig zu bleiben und die gleichen Forderungen immer wieder vorzutragen: Wer junge Paare in der Ehevorbereitung begleitet, darf auch die Trauungsfeier leiten. Wer im Krankenhaus Sterbende begleitet, wäre auch der Vertrauenswürdigste für die Spendung der Krankensalbung. Und dabei darf es keine Rolle spielen, ob das ein Mann oder eine Frau ist.

Eine martinische Gemeinde würde es auszeichnen, dass die kleinen und unscheinbaren Leute, die treu und zuverlässig im Hintergrund ihre Dienste leisten, auch entsprechend Anerkennung erfahren, ihr Dienst als Amt anerkannt wird – und sie dann auch Mitsprache bei Entscheidungen bekommen.

Nomen est omen. Der Name ist richtungsweisend. Ich wünsche der Martins-Stadtkirche Aschaffenburg, als Kirche auf den Straßen präsent zu sein, da, wo das Leben spielt. Nicht auf dem hohen Ross, sondern zu Fuß, in den Spuren ihres Patrons – in den Spuren Jesu.

Einleitung

„Franziskus mag es gern eine Klasse kleiner“, so hieß es in einer Automobil-Zeitung, die vorführte, in welchen Kleinwägen Papst Franziskus bei Staatsempfängen überall vorfuhr. Oft ist es direkt zum Schmunzeln, wenn er sich im Corso der Staatskarossen in einem kleinen Fiat oder Ford Focus chauffieren lässt. Seine Kleriker stichelt er oft genervt, wenn sie Oberklassen- oder Cabrio-Modelle fahren. Er weiß, dass äußere Status-Symbole oft auch etwas über den inneren Status, über die innere Haltung eines Menschen ausdrücken. So ließ er einen geschenkten Lamborghini Hurican mit 10 Zylindern und 610 PS für einen guten Zweck versteigern, um damit Wohltätigkeitsorganisationen zu unterstützen, die sich um Opfer von Menschenhandel und Ärzte für Kinder in Not in Afrika kümmern. Das Mantel Teilen des hl. Martin als Vorbild?

Fürbitten

Leise Orgelimprovisation - in die meditativ hineingesprochen wird:

Man kann so vieles miteinander teilen:

Geld....., freundliche Blicke....., Sympathie....., Zeit....., Freundschaft....., Ärger....., Freude....., Leid....., Essen....., alte Geschichten....., Neuigkeiten....., Lachen....., Arbeit....., Freizeit....., Ohnmacht....., Macht....., Güte....., und noch viel mehr.....

Orgelspiel endet

Hl. Martin, zeige mir, was bei mir in meinem Umfeld und mit meinen Möglichkeiten zum Teilen dran ist.

Pfarrer Stefan Mai